

man.

- Warte, Dino, was für Schweine?
- Wildschweine, die Insel ist voll davon.

Hinter der Garage ist ein niedriger Raum mit mehreren Liegen, einer Duschkabine und einem hübschen antiken Transistorradio, das ich nicht vorhabe einzuschalten, mit einem Haufen alter Zeitungen, die ich nicht anrühren werde, und einem großen, dick verkorkten Glasbehälter. In ihm schimmert im spätnachmittäglichen Licht eine honigfarbene Flüssigkeit, in die jemand mehrere Zweige gesteckt hat. Ich ziehe den Korken heraus, es riecht nach Kräutern und Feigen, ich will nicht probieren.

Massenquartiere sind ein trauriger Anblick, sie haben immer mit Krieg zu tun, mit Nachalarm, Unruhe, Albtraum und dem Gefühl des Fremdseins. Hotelzimmer machen auf

eigene Weise Angst, zumeist durch das Fehlen von Menschlichem, genauer, durch das Imitieren von Wohnlichkeit. Wie oft habe ich auf die Bilder in den Hotelzimmern gestarrt, irgendwelche Aquarelle oder Tempera, und mich gefragt, wer diese lausigen Kulissen braucht, wen wärmen, wen bewahren sie vor der Leere, die sich einstellt, wenn die Tür des Hotelzimmers zufällt und wie eine Trauerbotschaft ins Herz schneidet. Dieser Schlafraum erinnert mich an meine beiden Kasernen und an das einzige Hostel, in dem ich je übernachtet habe, nachdem sich mir auf der Straße eines Städtchens auf dem flachen Land, in schlechtem Englisch, zwei Prostituierte aus einem der volksdemokratischen Länder des Ostens angeboten hatten.

Ich war erschrocken und angeekelt und habe sie davongejagt. Sie spuckten mir nach.

Dieser lang gestreckte niedrige Raum ist

ordentlich und sauber, der Betonboden ist gefegt, die Wände sind geweißt, die Feuchtigkeit hat ihnen etwas zugesetzt, in der Deckenmitte hängt eine einzige Glühbirne, die Betten stehen aufgereiht, ohne Bettzeug, aber mit hochgestellten Matratzen, die wegen der nächtlichen Feuchtigkeit zu Sommeranfang trocknen und lüften sollen und wie ragende Grabmäler dastehen, zwischen denen ich einschlafen und aufwachen werde.

Ich will nichts tun, nichts anrühren, ich will in meinem schlaffen Kokon bleiben, unberührt, reglos. Gleichzeitig möchte ich mir das schwere Hemd der Trägheit und des schleichenden Verfalls vom Leib reißen. Ich will mich verändern, mich bewegen, und deshalb lege ich die Matratze auf das Bett am Fenster, schalte das Radio ein, finde das Dritte Programm, lege mich auf mein flaches Lager und blättere in den alten Zeitungen, manche von

vor zwei Jahren. Mit der Zeit stirbt in den Zeitungen alles, Nachrichten hören auf Nachrichten zu sein, wer geheiratet hat, lässt sich mittlerweile scheiden, die Automodelle werden längst als Gebrauchtwagen gehandelt, Wirtschaftsthemen wandern in den Chronikteil, und all das Gedruckte ist keine Minute Aufmerksamkeit oder jemandes Leben wert. Außer den Todesanzeigen.

Sie enthalten in ihrer unglaublichen Form, in wenigen Worten, in einem Bild und der Liste der Trauernden, alles zugleich: Liebe, Leben und Tod.

Da steht, dass nach kurzer schwerer Krankheit ein diplomierter Ökonom gestorben ist und Buba, Bobo, Ogi, Grozda und Stanislav um ihn trauern. Aber mehr als um alles andere tut es mir leid um die ganz alten Menschen aus den Dörfern, um die, die sich im ganzen Leben nur einmal für den Ausweis haben

fotografieren lassen, wo sie dann ganz ernst dastehen wie die Indianer, voller Angst um das Stückchen Seele, das ihnen dieses Abkonterfeien rauben wird. In ihren Trachten, unter den Kopftüchern, unter den altertümlichen Kappen, begleiten mich diese Gesichter in meine dreimonatige unbekannte Ewigkeit.

Denn die Ewigkeit ist nach ihrem ureigenen grundlegenden Merkmal eine unbekannte.

Ich finde ein Glas, schenke mir von dem Schnaps mit den geheimnisvollen Kräutern ein und warte auf den Morgen, warte auf jemanden, der kommen und mir sagen wird, dass das, was ich hier tue, einen Sinn hat, aber ich höre nur die Käfer und Mäuse, wie sie über den Sandhaufen laufen, der unter ihren Beinchen nachgibt und rieselt, wie sich meine nächtlichen Nachbarn gegenseitig auffressen